



Rainer Mauelshagen

Das

KASTANIENHERZ

Roman



AAVA

Rainer Mauelshagen

Das Kastanienherz

Roman

© 2014 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2014

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: 57179865 - Background with chestnut leaves© Grafvision und
Rainer Mauelshagen

Printed in Germany

AAVAA print+design

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-1275-2

Großdruck: Bd. 1 ISBN 978-3-8459-1276-9

Großdruck: Bd. 2 ISBN 978-3-8459-1296-7

eBook epub: ISBN 978-3-8459-1277-6

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-1278-3

Sonderdruck: Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses
Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähn-
lichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



In Liebe
für
Maria

Vorwort

Wer nicht alle seine Sinne vor dem verschließt was man allgemein das Leben nennt, dem muss längst bewusst geworden sein, dass die Wahrheit oft schmerzlicher ist, als das, was uns die Fantasie errahnen lässt. Also bedenken wir, dass Hass und Gewalt ein stets lauernes Untier in uns ist, das sich, aus Fantasie geboren, in der Realität seine Beute sucht. Einzig die Liebe vermag es diese Bestie zu zähmen.

Ich danke meiner Lektorin Frau Sabine Dreyer für die gute und fruchtbare Zusammenarbeit.

Rainer Mauelshagen
2014

Wann ist der Mensch Gott am nächsten?
Wann im Leben?

Der Mensch ist Gott am nächsten, wenn er Leben zeugt! Dann kommt er Gott nicht nur nahe, nein, dann ist er Gott gleich. Er wird durch den Akt der Neuschöpfung eines Menschen quasi zu Gottes Stellvertreter. Dann ist der Mensch Gott am nächsten, im Zeugungsakt!

Nichtsdestoweniger ist des Menschen Schöpfungswerk vergänglich, weil der Antrieb seiner Schöpfung rein menschlicher Lust und Begierde entspringt. Aber dennoch, wenn ein Kind aus dir geboren wird, ist es dem Verstand, als trätest du in der Folge der Generationen wieder und wieder aus dir selbst heraus. Somit wird dein kurzes Dasein auf Erden zum ahnungsvollen, zum süßen Geschmack der Unsterblichkeit. Doch so, wie auf den Wiesen das Gras immer wieder Gras ist, das verfault, das Blatt an den Bäumen immer wieder ein Blatt ist, das verdorrt, so ist der Mensch auf

Erden immer wieder nur ein Mensch, der zu Staub wird. Erst durch die Gnade Gottes und Dank dem Sühnetod Jesu Christi, offenbart durch den Heiligen Geist, wird der Mensch auf ewig zum zweiten, zum neuen Adam wiedergeboren werden.

Vertreibung aus dem Paradies

„Adam nannte seine Frau Eva (Leben), denn sie wurde Mutter aller Lebendigen. Gott, der Herr, machte Adam und seiner Frau Röcke aus Fellen und bekleidete sie damit. Dann sprach Gott, der Herr: Seht, der Mensch ist geworden wie wir; er erkennt Gut und Böse. Dass er jetzt nicht die Hand ausstreckt, auch vom Baum des Lebens nimmt, davon isst und ewig lebt!

Gott, der Herr, schickte ihn aus dem Garten von Eden weg, damit er den Ackerboden bestellte, von dem er genommen war. Er vertrieb den Menschen und stellte östlich des Gartens von Eden die Kerubim auf und das lodernde Flammenschwert, damit sie den Weg zum Baum des Lebens bewachten.“

Das Buch der Genesis 3/20-24

Inspiration

Von rechts durch das geöffnete Fenster fällt die Nachmittagssonne warm und freundlich auf meinen Schreibtisch. Neben mir allerlei lieb gewordene Dinge, die in Reih und Glied auf der polierten Arbeitsfläche stehen und liegen, erhellt sie auch eine braun glänzende Kastanie, die ich am Vortag vom Friedhof mitgebracht habe. Direkt am Grabe meines Vaters steht eine gewaltige Rosskastanie. Und so oft ich auch an seiner letzten Ruhestätte verweile, beobachte ich an ihr die Zeit, wie sie sich in den Zweigen schmückt, wandelt und verändert. Wie sie mir Hoffnung auf immerwährendes Leben gibt, weil junge Triebe im Frühjahr erneut aus dem scheinbar toten Geäst des Winters hervorbrechen. Auch dann, wenn mir das leuchtende Grün des Laubes bei Regen und Wind Schutz und Geborgenheit gibt, überkommt mich ein staunend seliger

Schauer. Und während über mir die Blütenstände, die dem Betrachter wie weiße Kerzen Andacht schenken, aufblühen, schaue ich beglückt, weil ich erkenne, dass aus deren heller Zartheit bereits im abschiedsvollen Herbst hinter stacheliger Schale, noch auf rätselhafte Weise verborgen wie ein kostbar gehüteter Schatz, die Fruchtherzen reifen, damit sie zu gegebener Zeit von der Pracht des unendlichen Ablaufs von Werden und Sein triumphierend zeugen. Genau wie diese Kastanie, die nun vor mir liegt. Dann ist sie es, die wie ein lautloser Herzschlag der Schöpfung das Geheimnis des ewigen Lebens in sich verkapselt hält. Ich nehme sie in die Hand und spüre in meiner Fantasie die Wuchtigkeit des noch schlummernden Baumes unter der unscheinbaren Hülle. In Gedanken ertaste ich schon die knorrigen Wurzeln, die sich einmal tief ins Erdreich graben werden. Ich lausche dem imaginären Rauschen der Blätter, weil sich der Wind irgendwann einmal stürmisch in der mächtigen Krone fangen wird. Dann

plötzlich ist es ganz still. Nur das Ticken der Wanduhr in meinem Zimmer gibt dem Schweigen Fluss. Und nun vernehme ich erwartungsvoll gespannt, was die Kastanie meinem Herzen erzählt. Spontan nehme ich Schreibpapier aus der Schublade. Greife nach meinem Füllfederhalter und schreibe nieder, was ich aus weiter, dem Geist entrückter Ferne höre und sehe. Wie eine geheimnisvolle Inspiration erfahre ich aus dem unsichtbaren Flüstern von einer anderen Wirklichkeit.

Die Rückkehr

Unsere Geschichte beginnt, denn irgendwo muss sie ja beginnen, an einem heißen, schwülen Julitag, wie es schon viele heiße Julitage gegeben hat. Ein Mann, nennen wir ihn an dieser Stelle Felix Liebtreu, fährt mit seinem Wagen auf einen wild bewachsenen und von einigen rostigen Baufahrzeugen verunzierten Schotterplatz eines offensichtlich stillgelegten Bahnhofgeländes. Er stellt den Motor seiner Limousine ab. Verharrt einen Augenblick zögernd, um kurz darauf ungelenk aus dem blechernen Brutkasten zu steigen. Eine drückende, bleischwere Wärme empfängt ihn wie unter einer Käseglocke, die man in der Sonne hat stehen lassen.

Das Gesicht schwer atmend verzerrt, sieht er sich um. Wie jemand, der sucht und Angst davor hat, zu finden. In der flirrenden Luft liegt vor ihm ein schadhaftes rotes Backstein-

gebäude, wohl aus den Anfangsjahren des 20. Jahrhunderts. Das Kopfsteinpflaster, das geradewegs auf die Stufen des Eingangsportals führt, glänzt bläulich im Sonnenlicht, sodass der Mann schützend die Augen zukneifen muss. Rechts, wo einst die Güterabfertigung war, ragen nun marode Dachteile bis auf die Laderampe. Rot-weiße Absperrbänder hängen schlaff davor. An der Uhr über dem Eingang fehlen die Zeiger. Die Zeit steht. Wo vor vielen Jahren die Metallzähne der Uhr gierig die Zeit fraßen, zeugen nur noch verblasste Ziffern vom übrig gebliebenen Nichts. Was einst mahnend an Abfahrtszeiten und Zugverbindungen erinnerte, kennzeichnet jetzt die Bedeutungslosigkeit des Gewesenen.

Nur mit Mühe ist es einem Fremden möglich, den Namen der Station auf dem Schild darunter zu entziffern. Aus den verblassten Farbres-ten der verwitterten Buchstaben konstruiert Felix den Namen der Station, wobei er bei jedem Schriftzeichen auffällig die Lippen formt.

Leitheim an der Rodach wiederholt er laut, und Schweißperlen treten auf seine Stirn. Leitheim, der Name ist Programm! An ein Heim voller Leid muss er denken.

Aus den scheibenlosen Fenstern der Ruine streift ein orientalisch anmutender Sprechgesang seine Ohren. Was geht da vor?

Als er geradezu bedächtig, das linke Bein auf sonderbare Weise nach sich ziehend, die Stufen der ausgetretenen Sandsteintreppe hochsteigt, sieht er, oben angekommen, durch den türlosen Eingang in die verwahrloste Halle hinein, in der eine Gruppe fremdländisch aussehender Jugendlicher sich in skurril anmutender Manier zu den Klängen eines in voller Lautstärke aufgedrehten Rekorders bewegen. Sie nehmen keine Notiz von dem Mann, der sie auf der Treppe stehend anstarrt, als sähe er, einem grotesk verquerten Gedankenspiel gleich, Bajuwaren auf einem türkischen Basar beim Fingerhakeln zu. Das Gesehene lässt Ekel in ihm hochsteigen. Dazu kommt, dass es aus dem muffigen Raum nach Urin und Kot

stinkt. Angewidert wendet er sich ab. „Schmeißfliegen“, entfährt es ihm spöttisch. Dass die dunkelhäutigen Burschen gemeint sind, sollte klar sein. Sie sind es doch, die die Nähe von Schmutz und Exkrementen zu suchen scheinen. Oder sind sie es, die den Unrat hinterlassen? Nein, nein und nochmals nein, die passen nicht hierhin, dessen ist er sich sicher. Seitdem sich Menschen aus aller Welt geradezu wie die Schmeißfliegen in seiner Heimat niederlassen, nur weil er und seine Väter im Angesicht ihres Schweißes dort „hingeschissen“ haben, empfindet Felix ein Gräuel vor denjenigen, die nur aus materiellen Gründen ihre Heimat, ihre Traditionen und ihre Vorfahren verraten. Felix hasst überhaupt alles Fremde, das wie eine vernichtende Woge über sein Vaterland schwappt. Den nicht aufzuhaltenden Zeitgeist hasst er, der atemlos, in nicht begreifbarem Tempo alle Werte, seine Werte, die er mühsam erlernen musste, hinwegfegt. War denn alles, was man ihm in der Kindheit eingetrichtert hatte, nichts